



Psychologische Studien zur Sprachgeschichte

Bruchmann, Kurt

Leipzig, 1888

β. Überlieferung und Nachahmung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62226](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-62226)

steinerte Erbstücke einer früheren Zeit, deren Gefühl wir nicht teilen.

Auch im A. T. selbst fehlt es wol nicht an solchen Versteinerungen. Die Nachkommen, so heisst es ja oft, sollen sein wie der Sand am Meere; danach scheint gebildet Jerem. 15, 8 es sollen mehr Wittwen unter ihnen werden, denn der Sand am Meere ist.

Wir wenden uns nun wieder zur Nachahmung.

Dan. I 350 audi tellus, audi magni maris limbus
audi omne quod vivit sub sole (IV 293)

II 52 quin et astrorum micantia luminaria
iubilent altum Alleluia.

Dan. II 347 o caeli obstupescite. Gesangb. nach 1587 Wernig. Bibl. Hb. 2157 No. 165: Die liebe Sonne kann nicht mehr zusehen und sich entsetzt sehr, darumb verleurt sie ihren Schein, das mag ein grosser Trübsal sein, das ist ein Zeichen vor den jüngsten Tag. Der Mon und Sterne engsten sich und ihr Gestalt sieht jämmerlich. Wie gern sie wollten werden frei von solcher grossen Büberei . . .

Dan. II 351 lugete caeli sidera
ventique suspirate

II 364 serena lux amoena lux
iam rident sidera
surrexit Christus hodie
caelum et terra iubilet

II 365 plaudant maria
applaudant fontes flumina
caelorum plaudant agmina
rex regum super sidera
Jesus ascendit aethera

II 366 plaudite caeli rideat aether
summus et imus gaudeat orbis
plaudite montes ludite fontes.

Wir kommen zu den Beispielen aus der griechischen Kirchenpoesie

Dan. III 18 οὐρανος γὰρ καὶ ἡ γῆ καταβοῶσι πικρῶς
III 47 σκιωτήσατε τὰ ὄρη (springt ihr Berge)
III 104 σκιωτάτω ἡ γῆ
III 48 πρόσεχε οὐρανὲ καὶ λαλήσω (= Jes. I 2)
III 108 εὐφροσίνους ἡ ἔρημος καὶ οἰκουμένη ἀπασαι
τὰ ὄρη πάντα γλυκασμὸν σταλάξατε
βουνοὶ ἀγαλλάσθε ὅτι Χριστὸς . . εἰρήνην δέδωκε
III 114 ἡ γῆ ἀγλώσσως βοᾷ στενάζοντα
τι με κακοῖς μιαίνετε πολλοῖς πάντες ἀνθρωποι;

III 115 (aus dem Syrischen) Die Sterne des Lichts jubeln dort oben,
III 161 (aus dem Syrischen) Dir jubeln sollen alle Winde
mit staunendem erregten Wehn;
des Himmels Zierden sollen prangen
zum Preise deiner Wesenheit;
die Höhn sich freun, weil du herabkamst,
die Tiefen tanzend preisen Dich;
Das Meer erfreu sich deiner Schritte
Und Deiner Tritt' das feste Land.
Unsre Natur frohlocke dich lobend
weil Deine Gottheit woht in ihr . . .
heut sollen alle Wasser oben
laut preisend Hosiannah schrein (vgl. IV 74),
heut sollen alle Wasser unten
des Lobes Gaben opfern Dir.
Das Firmament frohlocke heute
heut freue sich die Sonne; heller
soll schimmern ihrer Strahlen Glanz;
heut glänze in den schönsten Strahlen
der Himmelsleuchten hell der Mond,
anbetend in der Höh' den Höchsten.
Heut sollen auch die Sterne alle
geschmückt in ihrer Lichtgestalt
des Jubelliedes Gaben senden dem Schöpfer.

III 161 (syr.) Heut hüpfe freudig auf die Erde.
Wie Lämmer tanze das Gebirg,
heut soll das Meer sich freun, die Inseln
in ihm verklären sich vor Lust,
heut soll'n frohlocken auch die Wälder
und Hain' mit ihren Bäumen all,
heut soll auch das Gewild frohlocken,
die ganze Tierwelt sich erfreun —

Bruchmann, Psychol. Stud. z. Sprachgeschichte.

denn seht auf einem Esel reitend
zog bei uns ein der Himmlische.

Dan. IV 74 ortus occasus aquilo septentrio
tellusque pontus, oceani limites
lati, polorum iubilate cardines,
fontes aquarum, flumina la tentia,
plaudete (sic) manu montium cacumina.

IV 129 ortus occasus aquilo septentrio
caelum terraque mare fontes flumina
montes et colles campi mixta rosulis
lilia flete

IV 146 inde natura stupuit

IV 277 (I 285) ... abyssus atque maria
laudent Deum per saecula

Den fürchten der Hellen pfort und die abgrund der andern
tieff thun ehren (Geistl. lieder auffs new gebessert und
gemehrt zu Wittenberg D. Mart. Luther. Viel geistl. Ge-
senge von andern fromen Christen gemacht. Item die
Ordnung der deutschen Mess. Leipz. 1539. Fol. 107.)

IV 286 (I 226) gaudium mundi
quem tremunt caeli, metuunt abyssi,
fluminum guttae maris et procellae,
laudat occasus, veneratur ortus
stringis in ulnis (V 319)

IV 325 plaudite caelum, plaudite terra
loca plaudant infera,
plaudat aether, plaudat unda,
turba plaudat squamea,
plaudant silvae, plaudant prata,
laete plaudant nemora,
et quaecunqae campis nata
laeta plaudant flumina,
plaudant valles, plaudant montes,
fontes, flores, germina;
plaudant rupes et torrentes:
Christo plaudant omnia.

V 335 plaudat ergo tellus, plaudant caelorum agmina.

Wackern. II allez himel here daz freut sich
p. 204, 344 swenn ez, vrouwe, siht an dich

g
f
P

H

23

II 389 Wald, laub, die sate, klihe, gras und blumen
die wollen sich zu lieben dir,
in freuden gross sieht man sie heute rumen,
christ, auf dein lob steht ir begir,
auf das, wenn sie könten sprechen,
an in würde es nicht gebrechen
sie lobeten dich, her, al zugleich.

II 876 den erde, mer und himel all
eren, anbetten, verkünden (= Hoffm. v. F. S. 269)

II 1121 Den Erde, Meer und Himmels Thron
ehren, anbeten und singen schön.

Den Ursprung dieser Vorstellungen und Redewendungen
gibt das A. T., dessen oben angeführte Beispiele durch die
folgenden ergänzt werden:

Ps. 34, 10 omnia ossa mea dicent Domine quis similis tibi?
71, 3 suscipiant montes pacem populo et colles iustitiam
76, 17 viderunt te aquae Deus . . . et timuerunt
et turbati sunt abyssi (vgl. 92, 3. 96, 4. Hiob 26, 11. 38, 7.)
88, 6 confitebuntur caeli mirabilia tua Domine
96, 1 Dominus regnavit: exultet terra, laetentur insulae multae
102, 22 benedicite Domino omnia opera eius
148, 7 laudate Dominum de terra dracones et omnes abyssi.¹⁾

Hoffm. v. F. S. 269 Den erde, mer und himmel all
eren, anbeten, verkünden
der die drei beu regiert mit schall

p. 501 = Uhl. Volksl. I, 2 S. 886, 1.

Da Jesus in den Garten ging
und sich sein bittres Leid anfing,
da trauret alles, was da was,
es trauret alles Laub und Gras.

p. 502 (Liliencron IV, 426.)

Die hohen Bäum die bogen sich,
Die harten Felsen zerklöben sich

1) Vgl. Hoffm. v. Fallersl. Kirchenl. p. 237 f. Jesai. 3, 26. 15, 31,
23, 1. 34, 1 u. s. w.

Die Sonne verlor ihren klaren Schein¹⁾
Die Vöglein liessen ihr Singen sein (17. Jahrh.)

ib. II 61 Kyrieleis, der himelkreiss
sol dir pusioniziren (1450).

v. Lilien- Die berg Italie haben gesprungen wie die widder (vgl. Ps.
eron IV 380 114, 4. 68, 17)

IV 544 Damit die erd erkrücket
und sich wieder ergetzt
so sie wieder erblicket ..

III 112 es möcht einen harten stain erschröcken

IV 137 es möcht ein stein erbarmen.²⁾

Für Furcht würden die Steine selbst vor mir umherschreyen
Macb. II, 2 bei Herder, Volksl. S. 35/36.

Schiller, mich treibt des höchsten Jammers schmerzliche Gewalt, was
Tell I, 4 auch den Stein des Felsen muss erbarmen.³⁾

(vgl. IV, 1 und die Natur soll nicht in wildem Grimm sich
drob empören).

Dass, wie der Natur überhaupt, so auch sogar Felsen und
Steinen Teilnahme und Mitleid an und mit menschlichen Zu-
ständen beigelegt wurde, erhärtet Grimm aus der mhd. Lite-
ratur mit Beispielen Mythol. I 537. II 539f. III 185. Ja der
Stein, welchem man klagt, ändert sogar seine Farbe, der weisse
wird rot, der rote blau.

Uhland (Schriften III 15) erklärt sich diese doch gewiss

1) Grimm, Myth. II, 588. Uhl. Volksl. S. 829, 14. Die erde bidemet,
es klübent die steine.

2) Dies ist auch bei uns eine populäre Redensart.

3) Dönniges, altschott. Ball. S. 219:

Der wilde Fels erstarrret und höret den Tönen zu,
seit hunderttausend Jahren schläft er beim Lied in Ruh.

S. 83 er macht eine Harfe von ihrem Gebein;
wenn sie klang, brachen Herzen von Stein.

Knaben Wunderh. Reclam S. 379 ein Stein mögt es erbarmen, wie man
auf uns hat zielt (in der Schlacht). v. Ditf. II, 82 ist unklar; was hört
man bei jetziger Zeit? Und wenn das Herz wäre von Stein, so könnt'
es nicht schrecklicher sein. v. Ditf. IV, p. 2—3. Knapp, l. c. II, p. 415.
Nr. 2525, 6.

Ps.
yen
was
sich
and
Zu-
ite-
der
isse
viss
met,
man
hört
nnt'
415.

merkwürdige Erscheinung so: „Der Mensch sieht in der Natur nicht bloss Gleichnis, Sinnbild, Farbenschmuck, sondern, was all diesem erst die poetische Weihe gibt, das tiefere Einverständnis, vermöge dessen sie für jede Regung seines Innern einen Spiegel, eine antwortende Stimme hat. Es ist nicht die Selbsttäuschung eines empfindsamen Zeitalters, dass Lenzes-
hauch und Maiengrün, Morgen- und Abendrot, Sonnenaufgang, Mondschein und Sternenglanz das Gemüt erfrischen, röhren, beruhigen, dass der Anblick des Meeres, dass Sturm und Ge-
witter den Geist zum Ernst stimmen. Eben die jugendkräftige Poesie der unverbildeten Völker ist von diesen Einwirkungen durchdrungen. Sage man immerhin, der Mensch verlege nur seine Stimmung in die fühllose Natur, er kann nichts in die Natur übertragen, wenn sie nicht von ihrer Seite auffordernd, selbsttätig anregend entgegenkommt. Die wissenschaftliche Forschung hat überall den Schein zerstört, der alte Glaube an die götterbeseelte Natur ist längst gebrochen und dennoch bleibt jene Befreundung des Gemütes mit der Natur eine Wahrheit, das Mitgefühl, das in ihr geahnt wurde, rückt nur weiter hinauf, in den Schöpfer, der, über dem Ganzen waltend, die Menschenseele mit der schönen Natur zum Einklang verbunden hat und damit sich selbst dem empfänglichen Sinne ständig nahe bringt.“

Es ist wol billig, sich Uhlands Worte genau anzusehn, da er ja eine ausgezeichnete Kenntnis dieser Sachen besass, über welche er hier sein Urteil nach einer Richtung hin zusammenfasst. Allein genau besehen scheinen sich seine Worte grade in einige disparate Behauptungen zu zerteilen.

Dass der Mensch, auch der poetisch kultivierte, nicht immer in der Natur für jede Regung seines Innern eine antwortende Stimme gesucht hat, kommt hier nicht wesentlich in Betracht — Uhlands Behauptung geht etwas zu weit. Dass die Naturerscheinungen (so hören wir weiter) auch auf unverbildete Völker (nicht bloss auf ein empfindsames Zeitalter)

mancherlei ästhetische und ethische Eindrücke machen, sei zugestanden — aber dies ist nicht eins damit, dass sie dem Menschen eine antwortende Stimme sind.

Wir verlegen nur unsere Stimmung in die fühllose Natur, warum? Alle Gründe dafür sagt uns Uhland nicht; nur einen sozusagen indirekten Grund nennt er uns. Die Natur ihrerseits fordere uns auf, rege uns an. Damit jedoch ist zu wenig erklärt. Wir wissen gut genug, dass die Anregung durch äussere Verhältnisse, nicht überall und immer den gleichen Erfolg beim Menschen hat für seine Entwicklung im Grossen, und, wie hier, im Kleinen¹⁾. Geist und Schicksal des Menschen ist der andere Faktor — wir meinen der wichtigere, um Vorstellungen und Worte zu erklären.

Trotzdem sind wir zuweilen (wie einige mhd. Dichter lehren) in dieser Ausnahme-Form mit der Natur „befreundet“. Wenn nun aber Uhland sagt, das in der Natur einst gehaunte Mitgefühl rücke hinauf in den Schöpfer, so wird damit vielleicht etwas Richtiges gelehrt, allein leider das zu erklärende Rätsel verlassen. Dass der Schöpfer mit allen in Versen oder Prosa ausgesprochenen Empfindungen Mitgefühl haben könne, ist ein anderer Glaube, als der, dass die Natur d. h. Bäume, Blumen, Bäche, Steine Mitgefühl haben könne.

Kurz, die Frage, wie einige Menschen dazu kommen, der Natur im allgemeinen und Steinen im besondern Gefühl zuzuschreiben, die Natur als ethisch und ihre empfindungslosesten Teile als fühlend zu denken, finden wir nicht beantwortet. Doch ist klar, dass auch Uhland Zeiten und Arten dieses Glaubens oder dieser Redeweise unterscheidet.

Fragen wir also zunächst, wie sich verschiedene Literaturen zu diesem Glauben verhalten. Im Rigveda, also einem relativ alten literarischen Denkmal, welches in sich alte und

1) Peschel, Völkerkunde³ S. 481. 516. 556. Humboldts Sprachphilosophie, herausgegeben von H. Steinthal. Berlin, 1883 S. 156, 28.

zudem
viel jüngere Anschauungen, alte und jüngere Lieder, vereinigt,
begegnen wir neben unzweifelhaften Ausdrücken für die Teil-
nahme der Natur oder unbelebter Wesen auch solchen, welche
man kaum als Ausflüsse eines lebendigen Gefühls wird gelten
lassen. Beginnen wir mit den ersten, so erhebt sich eine
bekannte Reihe von Gestalten vor unseren Blicken, Himmel
und Erde, Bäume und Berge, Wolken und Flüsse.

Schützt uns Himmel und Erde vor Gewalt (No. 173, 4.)
Dies, o Himmel und Erde, sei wahr, o Vater und Mutter, was
ich hier euch zurufe (ib. V. 11.)¹⁾ Die beiden Grossen, Himmel
und Erde, sollen merken auf das Werk (235, 1). In dieses
Freundschaft frohlockten Götter, Erde, Himmel, Wasser und
Kräuter (431, 2). Die Erde zittert aus Furcht vor dem Zorn
ihres eigenen [Sohnes] des Indra, in Erregung gerieten die
starken Berge (518, 2). Sogar der Himmel ist ehemals ge-
wichen vor deinem Keile, aus Furcht vor dem Zorn seines An-
gehörigen, als den Drachen Indra niederschlug (541, 9). Zu
dir Indra hatten geklagt die beiden Welthälften, als du los-
brachst, als du der Dasyutöter wardst (614, 11). Die Monde,
die Bäume, die Kräuter, die Berge, die lauten beiden Welt-
hälften kamen Indra nach, als er geboren ward (644, 13). Ihr
beiden Welthälften [erobert uns] Reichtum an madhu zum Ge-
winne von Kraft (797, 9). Indra wird (454, 4) von den sich
bewegenden [Bäumen] gepriesen²⁾. Nieder gehen euch die
Wälder o Marutas aus Furcht vor eurer Fahrt (691, 3). Wie
die Bäume die von der Kälte geraubten Blätter, so klagt Vala
um die von Brhaspati geraubten Kühe (972, 10) [wörtlich!]

1) Vgl. 174, 5. 175. 176. 202, 6. 204, 1. 235, 2. 486, 5 dann machtest
Du die Erde, dass den Himmel sie sehe. 517, 7 es half Deinem Donner-
keil Indra die einverstandene Erde. 554, 2. 613, 4. 673, 8. 693. 694. 956, 6.
641, 1.

2) Vgl. 570, 26. 588, 21. 1026, 17 herab vom Himmel fliegend haben
die Kräuter gesprochen, den wir noch lebend treffen an, der Mensch wird
nicht zu Schaden kommen.

Dem Kenner des R. V. braucht nicht gesagt zu werden, dass Berge und Wolken in Folge der alten, etwas versteinerten Überlieferung, mehrfach verwechselt werden. Die Wolken werden Berge genannt¹⁾ und was einstmals von jenen himmlischen Bergen erzählt wurde, wird, weil es einmal überliefert ist, nachher als irdisches Ereignis aufgetischt.

Anders Bréal. Er sagt (Mélanges de mythologie etc. Paris 1877, p. 108): La confusion, que produisent dans l'idiome védique les termes qui signifient à la fois nuage et montagne a également laissé sa trace dans la mythologie grecque. Dies mag zuweilen wol der Fall sein, entspricht aber nicht der obigen Darlegung. Bréal meint überhaupt: c'est la langue avec ses variations qui est le véritable auteur de la mythologie (ib p. 10)²⁾. Ein Beispiel seiner Ansicht von der Entstehung eines Mythos ist dieses (ib. p. 155): quantaux vaches volées par le démon, elles sont une création de l'idiome primitif, qui désignant chaque objet d'après sa qualité la plus saillante, avait choisi l'idée du mouvement (gu, gam) pour nommer le boeuf d'un part, la nuée qui s'en va dans le ciel de l'autre. Ainsi dans le même instant où le mythe s'explique, il s'évanouit: on peut dire qu'il n'existe qu'à condition de n'être pas compris. Er meint also, dass ein zufälliger Gleichklang und ein Misverständnis solche Fabel entstehen lässt. Von go, gehen heissen die Wolken die eilenden, gâvas; nun heisst auch danach das Rind $\beta\circ F\zeta$. Zuerst sagte man, der Dämon hat die Eilenden (Wolken) weggetrieben; später (oder auch gleichzeitig?) dachte man bei dem Wort die Eilenden an Kühe, daraus sei der Mythos entstanden, dass der Dämon die Kühe weggetrieben habe (p. 99). Hier wird zunächst vorausgesetzt, dass unsere Etymologien zuverlässig sind. Denn wenn das Rind nun nicht vom Laufen

1) Kuhn, Herabk. p. 127, zweite Aufl. bringt einen Mythos für den Zusammenhang von Berg und Wolke und citirt Wolfs Ztschr. f. deutsche Mythologie III 378.

2) So ähnlich Brinkmann l. c. I 99.

seinen Namen hat, was dann? Dann müssten die Wolken auch anders etymologisch erklärt worden.¹⁾ Zweitens: Woher kommt der Dämon? Ist er auch in Folge einer Homonymie und Verwechslung entstanden? So viel an dieser Stelle zur Begründung, gegen die Ansicht Bréals, welche in dieser Allgemeinheit nicht annehmbar ist.

Wir kommen nun also zu den Bergen (und Wolken). Hören sollen uns die regnenden Berge, die in fester Ruhe von nährendem Nass voll sind (200, 20). Die Wasser, die Kräuter sollen uns günstig sein, Dyäus, die Wälder und die baumbehaarten Berge (205, 11 u. 12). Indra und Agni .. die Berge, die Wasser ruf ich (210, 3). Die Berge, die Wasser zur Darbringung kommend, die Kräuter und Dyäus, Prthivî mit den Bäumen eines Sinnes, beide Welthälften sollen uns schützen (220, 23)²⁾. Sogar die Berge erzitterten vor dir Indra aus Furcht wie Staub³⁾. Mit uns sind die Rudra mit reichlichem Regen, die Berge (= Wolken) bei der Vrtratötung (607, 12). Wenn Indra du den Keil in die Arme nimmst, da brüllten die Berge (626, 5). Die goldfarbenen Berggipfel gehen wir mit erhobenen Opferlöffeln andachtsvoll um preiswürdige Gewährung an (685, 11). Berge selber sinken nieder, glauben Abgründe zu sein, Gebirg sogar hat sich gebeugt vor den Maruts (701, 34)⁴⁾.

Solchen Schutz uns sendend soll der feindlose⁵⁾ Savitar, sollen die Flüsse kommen; wenn ich sie herbeirufe als hotar des Opfers, mögen wir Herren des Reichtums sein (No. 213, 4). Aufmache sich das helle, göttliche Lied vor uns wie der gut

1) Fick, die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas Göttingen 1873, p. 277 erklärt gau Kuh von gu brüllen.

2) Vgl. 241, 8.

3) 485, 13 erzittern sie (also nicht: fürchten). 475, 6 Himmel und Erde ist gleichsam in Furcht.

4) Nicht alle seine Übersetzungen gibt Ludwig für sicher aus; indessen an dem Gesamt-Ergebnis kann das nichts ändern.

5) Feindlos, d. h. ohne einen nennenswerten oder ebenbürtigen Feind vgl. 535, 1. 572, 3. 653, 2.

gezimmerte, kräftige Wagen; es (sie) kennen der Erde und des Himmels Geburt, es hören auch die Wasser, wie sie fliessen (220, 1 u. 2). An einer andern Stelle haben die Wasser dem Varuna zugesungen (612, 11) wie Kühe, die Junge haben, dem Kalbe¹).

Einzelne Tätigkeiten der Menschen werden gleichfalls von Naturdingen ausgesagt. Die Sonne, schwankend zwischen ihrer natürlichen und göttlich-persönlicher Wesenheit, beschaut Alles (127, 2). Dann wieder schaut Sūrya (111, 2) das Rechtschaffene unter den Menschen und das Schlechte. Wie der Sonne Auge in des Raumes Ausbreitung, wie starke Rosse seid ihr schön (693, 3). Der Sonne Auge machen sie (die Maruts) schwinden durch Regengüsse ib. V. 5; des Sūrya Auge wandert vom Raume umgeben (951, 14)².

Das Singen des Feuers soll wol nicht viel anderes bedeuten als das Geräusch lebhaft brennenden Feuers. No. 18, 2 entgegen singt ihr (der Uśas) das entzündete Feuer; vgl. 43, 5 und 416, 6. (Deutsch singen und sengen bei Kluge Etymol. W. B. s. v.)

Einem Lächeln begegnen wir gleichfalls nicht häufig. Die aufleuchtende Morgenröte (No. 4, 6) lächelt beim Erscheinen, wie Freude zum Glücke, schönes Antlitzes ist sie zum Wohlwollen erwacht. Die Maruts sind aus dem lachenden Blitze geboren (244, 12); Blitze lächeln auf die Erde herab, während die Maruts ghrta sprühen (683, 8). Dyāus, halb Himmel, halb Person, lächelt durch die Wolken (296, 6) wie bei uns der bekannte ewig blaue Himmel über Griechenland. Endlich (334, 3) bewirkt der ordnungsvolle Agni, schauend wie der Himmel mit [seinen] Sternen, aller Opfer Strahlenlächeln Haus für Haus

1) 209, 10 hören die Wasser auf Sūrya; 463, 1 „wie den Sindhrings die Wasser von vorzüglichem Verstande; herab schauen sie, wie weit ausgedehnt der Raum.“

2) Vgl. 681, 11: weit hinschauend wie die himmlischen Räume durch die Sterne.

Wir kommen zu den Steinen. Hört Aćvinâ dies Lied des Steines (28, 3)¹⁾. Dieser Stein ist der zum Soma-Pressen gebrauchte. Vorsichtig wird ein „gleichsam“ gebraucht: Preis dem unsterblichen Gotte (Agni), den gleichsam anfleht der madhu kelternde Presser, der Stein (330, 3)²⁾. Euch o Steine setzte Savitar der Gott nach der Satzung in Bewegung, lasst euch an die Stangen spannen, presst. Unheil, o Steine, wehret ab, abwehret die Bosheit, die Morgenstrahlen schafft als Heilung (787, 1 u. 2). Das durch Reiben hervorgebrachte Geräusch wird also ein Singen oder Sprechen genannt; gelegentlich erlangen die Steine, wie manche andre Dinge auch eine mystische Kraft und Bedeutung, wie in No. 786 und 787.

Dass die Morgenröte einmal spricht, hat nichts zu sagen: prächtig sind aufgegangen die Morgenrötzen, (308, 10) die Schönen sprechen mit schönen Strahlen, denen man vor allem mit Speise opfert u. s. w.

Einmal (so viel ich bemerkte) wird man an biblische Ausdrücke erinnert, wo von Toren die Rede ist (399, 1 u. 2): Agni lass dich entzünden von dem, der gutes Brennholz hat, und weit werde dir das barhis³⁾ ausgebreitet. Die Tore sollen begehrend weit sich auftun und fahre du die verlangenden Götter her.

Der Wind erscheint kaum als Persönlichkeit, wenn wir auch von seinem Flug, seinem Wagen und seinen Rossen hören 575, 4. 585, 11. 630, 4 u. 5. 692, 7. 777, 7. 1019, 5. Auch die Nacht bleibt das, was sie ist, schattenhaft⁴⁾.

Was sagen wir nun dazu, wenn die Ströme, Berge, Bäume angerufen werden? Max Müller⁵⁾ meint, wir können, „obwohl

1) Vgl. 39, 1. 90, 4. 218, 14. 239, 15. 236, 4. 209, 7 stark gesungen hat hier der von der Hand getriebene Stein.

2) Vgl. 363, 8. 463, 6: wo der Stein singt als ukthakundiger Preis-sänger. 464, 3. 532, 12. 588, 19. 785, 4. 786.

3) barhis: Polster 1003, 3.

4) 128, 4. 195, 2. 912, 1.

5) Urspr. u. Entw. d. Rel. Strassb. 1880 S. 230 f. 235. 316.

wir doch keine Polytheisten sind, ganz wol auf eine Ausdrucksweise eingehen, wie dass die Bäume, die Berge und die Flüsse, die Erde, der Himmel, die Morgenröte und die Sonne uns hold und freundlich sein möchten.“ Das klingt aber sehr unbestimmt. Selbst jetzt dürfte ein Schweizer-Patriot geneigt sein, seine Berge und Flüsse um Schutz für sich und sein Haus gegen auswärtige Feinde anzurufen. Die Berge sollen zuhören: auch dies sei bis zu einem gewissen Grade noch verständlich; denn — warum sollte man sie anreden, wenn sie nicht zuhören können?!¹⁾ Der Himmel wird mit einem Vater verglichen; nun, wacht der Himmel nicht über uns, schützt er nicht uns und die ganze Welt? Gibt es etwas, was so alt, so hoch, zu Zeiten so gütig, zu Zeiten so schrecklich wäre wie der Himmel? Wenn wir jene alten Dichter fragen, ob die Flüsse, die Berge und der Himmel ihre Götter wären, so würden sie nicht einmal verstehen, was wir meinen; sie würden mit Nein antworten. Würde man sie fragen, ob sie wirklich glaubten, dass die Sonne, der leuchtende Ball, den sie am Himmel sehen, ein Mann mit Armen und Beinen, mit Herz und Nieren sei, so würden sie ohne Zweifel über uns lächeln und uns sagen, dass wir wohl ihre Sprache, aber nicht ihren Geist verstehen.

Selbst wenn jetzt ein Schweizer seine Berge und seine Flüsse zum Schutz gegen auswärtige Feinde anriefe, bleibt die Frage bestehen, wie das möglich ist. Übrigens glaube ich nicht, dass es einer tut, wenn nicht ein Dichter. Der Himmel ferner schützt uns nicht, wenn wir es auch sagen. Wir haben diese heidnische Redensart nun einmal noch so gern, weil sie seit so langer Zeit angewendet wird, dass wir sie weiter brauchen, obgleich wir dabei wol wissen, dass der Himmel weder gütig ist noch über uns wacht, sondern Gott. Bei uns erklärt sie sich also durch die Überlieferung; wie bei den

1) Dies verstehe ich wol nicht; sonst müsste ich sagen, dass es circulus in demonstrando ist.

us-
die
me
ehr
sigt
ein
len
er-
sie
ter
er
so
wie
die
so
den
lich
am
Herz
nehn
ihren
eine
; die
ich
imel
aben
l sie
eiter
imel
uns
den
s cir

Indern, ist eine andere Frage. Wenn die Dichter nicht geglaubt haben, dass die Sonne ein Mann mit Armen und Beinen ist¹⁾, wenn sie trotzdem Sūrya²⁾ in einen rasch rollenden Wagen treten lassen (No. 44, 5) oder Savitar (= Erreger) goldhändig, goldaugig, goldarmig, goldzüngig²⁾ nennen, wenn Sūrya (127, 8) als strahlenhaarig erscheint, wenn er seine Rosse abspannt (128, 4), wenn er (129, 4) mit dem Lichte die Finsternis bedrängt, so ist dies eben höchst erstaunlich und einer Erklärung bedürftig, welche M. Müller nicht gibt. Wir haben im Gegenteil auch hier das Rätsel: die Menschen sagen etwas, was sie gar nicht glauben; nicht etwa indem sie lügen, sondern gerade indem sie andächtig sind oder wenigstens eine religiöse Handlung vollziehen.

Dass nun ein Teil jener Aussagen von anschaulichen Ereignissen, von natürlichen Wahrheiten ausgegangen ist, dürfen wir als die wahrscheinlichste Annahme gelten lassen³⁾. Die Bäume neigen sich beim Gewittersturm; daraus kann leicht werden, sie beugen sich vor Indra, sobald man im Gewitter Indras machtvolle Tätigkeit zu sehen glaubt. Die Erde scheint zu zittern: sie ist zunächst vielleicht nur gleichsam in Furcht (No. 475, 6 = I 133 der Ausgabe d. R. V. von Müller); dann wird das gleichsam einmal weggelassen, wie wir es ja so oft weglassen, obgleich wir es im Sinne haben. Das wäre also rein sprachgeschichtlich zu erklären. Anderes dagegen, wie die Anrufung von Himmel und Erde (Dyāus und Prthivī) hat wohl einen tieferen mythologischen Grund: man dachte Himmel und Erde wirklich einmal als Urheber aller Dinge, als Vater und Mutter des zwischen ihnen aufspriessenden Lebens.

Also M. Müllers Berufung auf heutige analoge Beispiele reicht nicht aus zur Erklärung. Diese hat vielmehr auch bei

1) Von Herz und Nieren habe ich nichts gelesen im R. V., darum wage ich nicht, sie dazu zu nennen.

2) 131, 8. 10. 138, 2. 200, 11. 217, 8. 220, 4. 137, 3. 5. 139, 2.

3) Müller I. c. p. 321 u. 343.

den Indern sowol eine psychologisch-mythologische als auch eine psychologisch-sprachgeschichtliche Aufgabe zu lösen, als bei einem Volke, dessen Anschauungen wir nicht mehr haben, oder dessen im R. V. vorliegende Redensarten ebenso konventionell und eigentlich unzutreffend sind, wie es bei uns welche gibt. Gegen Bréal, welcher, wie es scheint, die Mythologie ganz auf Homonymie und Verwechslung aufbauen will, hat Müller darin Recht, dass er das Gefühl sich an der Schöpfung mythologischer Gedanken beteiligen lässt; die Herrschaft des Wortes erkennen ja Beide an, — Müller vorsichtiger, wenn er z. B. sagt, dass einzelne Namen der Sonne mit der Zeit zu einer göttlichen Persönlichkeit werden. Doch scheint mir in letzterer Beziehung die Untersuchung noch nicht abgeschlossen, worauf zurückzukommen sich an einer späteren Stelle Gelegenheit finden dürfte.

Hier sei nur zusammengefasst, dass es im R. V. an Teilnahme der Natur nicht fehlt. Sie ist jedoch nicht mit der des Alten Testaments zu vergleichen. Sie ist oberflächlicher, weniger innerlich, weniger leidenschaftlich. Ihre Ausprägungen unterscheiden sich von den alttestamentlichen merklich dadurch, dass sie mit wenigen Ausnahmen (z. B. der Tore 399, 1 u. 2 — Ausgabe von M. Müller VII, 17) keine Aufforderung oder gar Prophezeiung enthalten, sondern meist ein Ereignis der Vergangenheit schildern. Freilich werden sie auch mitunter angerufen, als wenn sie im Stande wären, Schutz oder Vorteile zu gewähren. Diese sogen. Halbgottheiten (M. Müller a. O. p. 317) erheben sich selten oder nie zur Stufe einer höchsten Gottheit.

Wie es zu erklären ist, dass man ihnen aber eine für den Menschen nicht gleichgültige Befähigung zuschrieb, bedarf jener oben (p. 29/30) angedeuteten doppelten Betrachtung. Von Himmel und Erde war schon die Rede, auch von der Verneigung der Bäume vor Indra oder vor den Marutas. Wenn es einmal heisst, wie die Bäume um die von der Kälte geraubten

Blätter, so klagte Vala um die von Brhaspati geraubten Kühe (972, 10 = M. M. X, 68), so halte ich das für poetisch, nicht für mythologisch, wie Heines Tannenbaum. Aber die regnenden Berge sollen uns hören (200, 20 = M. M. III 54); dies dürfte mythologisch sein, weil es einen Gefühlsgrund hat. Weiss man einmal (bis zum Überdruss), dass der Regen als kostbares Gut gepriesen wird, als Schatz, welcher vom Feinde durch Indra zurückeroberzt werden muss, so begreift sich, dass auch die Berge, an deren Gipfel die Wolken hängen, welche also im Besitz der Wolken scheinen, um diesen Segen angerufen werden, dass sie, nicht nur in Worten, sondern auch in der Empfindung zu Wesen werden, mit welchen sich reden lässt. Mit ihnen im Zusammenhang dann auch die Bäume, welche mit den Wolken zuweilen in Gemeinschaft leben (205, 11 u. 12 = M. M. V, 41). Werden endlich die Kräuter (ib.) mit dazu genommen, so ist dies entweder darauf zurückzuführen (scheint mir), dass sie auch auf den Bergen stehen oder darauf, dass Kräuter allerlei wunderbare Wirkungen erzielen können, also nicht ganz geheuer sind. Wenn die Wasser angerufen werden, günstig zu sein (205, 11 u. 12), so ist leicht möglich, dass die Wasser die Wolkenwasser sind (oder ursprünglich waren, jetzt aber formelhaft gebraucht werden). Diese aber haben nicht bloss deswegen mythologischen Wert, weil sie mit dem menschlichen Wohl und Wehe eng verbunden sind, sondern weil sie auch vielfach bei mythischen Ereignissen beteiligt sind, so dass z. B. Agni in den Wassern geboren wird¹⁾ u. s. w.

Somit sehen wir dass alles in schönster Ordnung ist, d. h. dass die Anrufungen ihren guten Sinn haben, wenngleich zuweilen die Steine, weil bei einer heiligen Handlung benutzt, einen abergläubischen Wert erhalten.

Die rhetorischen Römer kennen die Formel *cupioque mori, moturaque duros verba queror silices* Ov. Met. 9, 303.

1) 265, 2 = M. M. I, 70; ausserdem vgl. 184, 10. 4 = M. M. II, 35.

Die Griechen haben wenigstens die Sage, dass Orpheus durch seinen Gesang Bäume und Steine in Bewegung gesetzt hat.¹⁾ Zu diesem dürftigen Bestand von Analogien kommen ein paar Wendungen, in welchen von einem γελᾶν der Natur die Rede ist. Nämlich Hom. Il. T 362

ἀς τότε ταρφειαὶ κόρωνθες λαμπρὸν γανόωσαι
νηῶν ἐκφορέοντο καὶ ἀσπίδες δμφαλόεσσαι
θώρηκές τε κραταιγύναλοι καὶ μείλινα δοῦρα.
αἴγλη δ' οὐρανὸν ἵκε, γέλασσε δὲ πᾶσα περὶ χθῶν
χαλκοῦ ὑπὸ στεροπῆς.
Aesch. ποντίων τε κυμάτων ἀνήσιθμον γέλασμα
Prom. 89 κηώδει δ' ὁδμῆ πᾶς τ' οὐρανὸς εὐρὺς ὑπερθε
hymn. Cer. γαῖα τε πᾶσ' ἐγέλασσε καὶ ἀλμυρὸν οἶδμα θαλάσσης²⁾.
V 14

Dies ist offenbar den Wendungen der deutschen Poesie nicht analog. Sehen wir jedoch erst noch ein paar andere Beispiele an³⁾.

Pressel

p.361 jetzt weint der Himmel, jetzt trauert die Erd

387 Ihr Gestirn', ihr hohen Lüfte und du lichthes Firmament,
tiefes Rund, ihr dunklen Klüfte, die der Widerhall zertrennt,
jauchzet fröhlich, lasst das Singen jetzt bis durch die Wolken dringen

429 Die Saat für Freuden lachet

1) Bei Homer nichts davon, aber bei Pausan. IX, 17, 7 p. 745, wo auch von Amphion dies Wunder berichtet wird. Vgl. ib. IX, 30, 4 p. 768. Verg. Ecl. VI, 30. Ov. Met. XI. 2.

2) Mannhardt, Nachgel. Schr. S. 212. Curtius, Gr. Et. 4 S. 172.

3) Lachen der Blumen, Uhlands Schriften III 420 f. 511. 513. Ann. 179. Grimm, Altd. Wälder I, 72:

von der rehsten minne gruoze
wart dem ritter sorgen buoz,
vil rösen ūz dem grase gienc
dō liep mit armen liep enphiene.
dō daz spil ergangen was
dō lachten bluomen unde gras (vgl. Jl. XIV, 346

- 459 Die Sonn' mit freundlichem Gelächter blickt
aus dem Himmel¹⁾)
S.88 Der Himmel, die Erd' und das Meer geben dem Herrn Lob und Ehr,
tun sein Wolgefalen²⁾)
437 Du Luft, du Meer, du Sternenheer klagt euern Herrn.

Einige Verse sind Nachahmung der Bibel, und das Lachen
der Saat und der Sonne³⁾ drückt hier kein Mitgefühl mit dem
Menschen aus, geht uns also zunächst nichts an. Im Neuen
Testament begegnen wir dem Gedanken von einem Schreien
der Steine an der Stelle (Lucas XIX V. 40), wo die Pharisäer,
erzürnt über das Jauchzen der Jünger, von Jesus verlangen,
er solle sie schweigen heissen. Da sagt er: „wo diese werden
schweigen, werden die Steine schreien“. Dies dürfte aber nur
eine Erinnerung an Habak. 2 (3) 11 sein, eine hyperbolische
Redensart, für welche zunächst dieser Prophet verantwortlich
wäre. Wenn nun eben der (ib. V. 19) den Stein stumm nennt
— was kann er sich in der ersten Stelle gedacht haben?

Die geschichtliche Frage, ob dieser späte Prophet diese
Wendung erfunden oder übernommen hat, lässt sich nicht
beantworten. Was sonst von Steinen im A. T. erwähnt wird,
gewährt nur eine dürftige Anlehnung. Ein Stein wird von
Jakob zur Erinnerung mit Oel begossen Genes. 28, 18. 22, zur
Erinnerung aufgerichtet Genes. 31, 45, zwölf Steine werden von
den Juden zum Denkmal des Durchzuges durch den Jordan
hingestellt (Jos. 4, 3. 5). Dann haben wir die beiden merk-
würdigen Stellen Deuteron. 32, 18 u. 30 „deinen Fels, der dich ge-
zeuget hat, hast du aus der Acht gelassen und hast vergessen
Gottes, der dich gemacht hat.“ Jesai. 51, 1: „Höret mir zu,
die ihr der Gerechtigkeit nachjaget, die ihr den Herrn suchet:
schauet den Fels an, davon ihr gehauen seyd und des Brunnens
Gruft, daraus ihr gegraben seyd. Schauet Abraham an, euren

1) Vgl. Schwartz, Poet. Nat.-Anschr. I 207, 208. Gr. Mythol. II, 623.
2) = Ev. Gesangbuch der Brüder in Behemen p. 192.

3) Bei Simon Dach S. 680 lacht der Himmel. Vgl. unten.
Bruchmann, Psychol. Stud. z. Sprachgeschichte. 3

Vater und Sarah, von welcher ihr geboren seyd.“ Auch was wir sonst von semitischem Steinkult wissen, klärt uns nicht genügend auf¹⁾; indogermanische Wendungen, griechische und deutsche Überlieferungen kommen hier gar nicht oder vorläufig nicht in Betracht.

Gesetzt, Habakuk habe die Formel bereits vorgefunden, so frägt sich, welchen Sinn hatte sie beim Erfinder? Eine entscheidende Antwort darauf lässt sich nicht geben. Jedoch scheint mir in den biblischen Stellen das zu beachten, dass nicht eine Erfahrung berichtet, sondern eine Prophezeiung ausgesprochen wird und zwar in religiöser oder sittlicher Erregung. Solche Aussage kommt einem Wunsche sehr nahe, und „fromme“ Wünsche bezeichnen leider oft etwas, an dessen Erfüllung man selbst nicht recht glaubt. Das könnte auch bei Habakuk der Fall gewesen sein, wenn wir seine Worte nicht auf dem prosaischen Umwege erklären wollen: jeder einzige Stein, welcher eine gottlose Verwendung gefunden hat, wird die Menschen zu einer Verwünschung des Gottlosen erregen. Diese Auslegung wäre hier zur Not möglich; wer sie nicht billigt mit Rücksicht auf den Geist der hebräischen Poesie, muss nach einer andern psychologischen Erklärung suchen.

Nun ist diese Poesie eine Poesie neben anderen. Poesie ist eine species des Genus Sprache. Sprache ist doch einmal entstanden, nicht immer gewesen; sie ist also ein Organ menschlichen Bedürfnissen entspringend und sie befriedigend in gewaltigen Unterschieden sprachlicher Entwicklung. In den sprachlichen Denkmälern ist uns zugleich die Mythologie überliefert und Poesie hat viele Berührungen mit Mythologie, so dass die begründete Überzeugung besteht, dass oft erst aus Poesie sich Mythologie entwickelt hat²⁾. Demgemäß nötigt die

1) Dozy, Die Israeliten zu Mekka. 1864. S. 18. 20.

2) Z. B. Kuhn, Herabkunft d. F., zweite Aufl. Gütersloh, 1886, Vorwort 3. (= Mythologische Studien von Adalbert Kuhn u. s. w. I)

was
icht
und
vor-
den,
ent-
loch
dass
aus-
Er-
ahe,
ssen
auch
orte
eder
hat,
osen
wer-
chen
nung
poesie
nma-
rgan-
gend
der
über-
, so-
aus-
t die
Vor

Stelle aus Habakuk zu einer weiter greifenden Betrachtung, welche jedoch auch schon hier, im geschichtlichen Teil dieser Abhandlung, angestellt werden kann.

Die mannigfachen Versuche Poesie zu definieren haben uns gezeigt, dass für diese sprachliche Erscheinung eine logisch scharf abgrenzende Definition nicht möglich ist. Diese Definitionen sind zutreffend für manche oder viele, nicht für alle poetischen Erscheinungen. Mir scheint der Versuch einer Definition eben daran zu scheitern, dass wir sprachliche Schöpfungen haben, welche einen Übergang zwischen Prosa und Poesie bilden. Wie wir noch keine Definition für Tier und Pflanze haben, da es Pflanzentiere oder Tierpflanzen gibt, so haben wir keine für Poesie. Dies natürlich kann uns nicht hindern von Poesie zu reden, wie bisher. Poesie wäre nun nie entstanden, wenn sie nicht ein Bedürfnis der Menschen befriedigt hätte — es müsste denn sein, dass man Poesie für eine Krankheit erklärt, wobei von der Befriedigung eines Bedürfnisses nicht die Rede sein kann. Auch dann wäre sie ein notwendiger Process des menschlichen Geistes.

Die einfachste und natürlichste Art der Poesie ist nun doch die Volkspoesie, welche einen Bestandteil des Lebens bildet, nicht einen abgegrenzten Bezirk der Kunst. Empfindungen gleich lebendig und in gleicher Einfachheit bei vielen Gliedern einer Gemeinschaft verbreitet verlangen ausgesprochen zu werden¹⁾. Wenn irgend etwas für menschliches Wesen bezeichnend ist, so ist es die Neigung sich auszusprechen. Der Wille zum Leben nötigt uns zur Befriedigung des Magens, aber nicht minder führt er diese Bejahung der Persönlichkeit mit sich, dass der Mensch sein Leid und seine Freude ausspricht, schliesslich auch seine sonstigen Gedanken, sogar wenn er ein Tagebuch für den passendsten Teilnehmer seiner

1) Statt „Freiheit ist das Wesen der Sprache“ Steinal, Abriss I. S. 363, § 483 möchte ich sagen „Befreiung“; über Mitteilung s. ibid. S. 386 § 514.

Äusserungen halten sollte. Diese höchst natürliche Neigung ist sicherlich in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen in primitiven Zeiten noch viel ungestörter befriedigt worden als jetzt, zumal bei Gelegenheiten einer gemeinsamen Empfindung, welche einer scheuen Verschleierung nicht bedurfte.

Die idealen Güter solcher Epoche denken wir uns in enger Verbindung mit dem praktischen Leben. Götter und Geister werden gepriesen, gebeten; Totenklage trauert, Hochzeitsgesang jubelt, beim Trinken wird gesungen, beim Treten des Tanzes werden Liederverse laut, ein errungener Sieg über den Feind und die Heldenataten Einzelner werden gefeiert. Die tief eingewurzelte Liebe zum Rhythmus¹⁾ bringt Wort- oder Gedankenrhythmus hervor: das Alles dient zur Befriedigung des Gefühls. Was die Menschen lebhaft erregt, das sprechen sie aus, und je mehr an dieser Empfindung Teil nehmen, desto woller ist ihnen dabei.

Heute, wo z. B. die lyrischen Gedichte trotz Goethe, Rückert, Heine, Platen, Lenau u. s. w. wie die Pilze aus der Erde schiessen und meistens ein diesen Gewächsen analoges Wachsen und Wirken zeitigen, ist nicht der Erfolg, sondern nur der unabzämbare Drang der Mitteilung ein hinreichender Grund für die Production. Auch die Poesie des A. T. ist auf jene allgemein menschliche Neigung zurückzuführen. Die Dichter wollten sich und ihre Hörer befriedigen. Ein grosser Teil dieser Poesie, obgleich von uns altertümlich genannt, ist schon darum nicht primitiv, weil der Geist Jahves auf den Fittigen dieser Poesie durch die Seelen seiner Bekenner fliegt. Die Empfindungen, welche die Dichter aussprechen, sind nach Völkern und Zeiten denn doch sehr verschieden. Ja, wenn es nun gilt, gegen Verächter Jahves aufzutreten? Ihn zu preisen war schon ein tiefes Bedürfnis der leidenschaftlich erregten Innerlichkeit

1) Wundt, Essays S. 254. Physiol. Psychologie, erste Aufl. S. 518. 693. 789. Fechner, Vorschule der Ästhetik I, 78.

der alttestamentlichen Dichter, wie musste ihnen zu Mute sein, wenn sie ihn zu verteidigen hatten? Beim Bekennen höchster Güter entbehren die Menschen ungern des hyperbolischen Schwunges, geradeso wie sie ihre Verachtung und ihren Hass selten mit kalter Gelassenheit ausdrücken.

Wir wissen, dass eine edle Leidenschaft den Menschen erhebt und schätzen sogar den übertriebenen Ausdruck solcher Leidenschaft um der Sache willen, welcher er dienen will. Wir sehen dabei mehr auf sein Gefühl, als auf den Ausdruck seines Gefühls in Worten oder Taten. Dasjenige, woraus Sprache entstanden ist, Gefühl, ist uns in solchen Fällen so wertvoll, dass wir geneigt sind, grade das Gefühl des Andern uns anzueignen, ohne besonders die Form seiner Rede zu beachten.

Die Ethisierung der Natur im A. T. ist unter den uns bekannten Literaturen einzig. Dass die Natur auch sonst zur Teilnahme herangezogen wird, ist bekannt; diese Teilnahme unterscheidet sich aber wesentlich von jener ersteren. Hier erhebt sich nun die Frage, was sich die Dichter dabei gedacht haben und die andere, ob die Nachahmung des A. T. in der christlichen lateinischen und deutschen Poesie auch eine Nachempfindung gewesen ist.

Ist es möglich, dass die Dichter etwas aussprechen, was sie eigentlich nicht glauben? Oder glauben sie es wirklich in dem Augenblick, wo sie es aussprechen? Zerfällt unser Denken in eine höhere und tiefere Schicht, wie das Meer, welches vom leichten Wind gekräuselt oder vom Sturm zerwühlt wird, aber nach der Tiefe zu doch sehr bald ruhig bleibt? Da Sprechen und Denken nicht identisch ist und die Sprache kein logisches Organon, so lässt sich das wol annehmen. Die Dichter sagen Vieles, was sie nicht glauben, und erzählen viel, was sie nicht erlebt haben. Nun ist ja die Seele kein Meer, aber dennoch könnte sie eine Analogie mit jenem physikalischen Geschehen zeigen. Ferner wird sicherlich Manches, was die Dichter sagen, keineswegs von Allen gleich empfunden werden — ja Einzelnes

wird einfach vom Leser ausgelacht. Wenn dies so ist, so bleibt immer die Tatsache, dass Menschen (Dichter) so reden dass also bei ihnen wenigstens jener Zwiespalt des Denkens vorauszusetzen ist. Haben die Menschen nicht die Neigung in sich, auch im Guten, auch nur vorübergehend, sich mit Worten zu betrügen, sich in Worten eine Illusion zu bereiten, bloss um ihr Gefühl zu befriedigen oder zeigen uns dazu auch andere Spracherscheinungen denselben Gang, dass etwas eigentlich Sinnloses weiter gebraucht wird, weil die Sprache es gibt und seit langer Zeit erhalten hat?

Mir scheint diese Frage des „holden Wahnsinns“ zu bejahen. Nicht in dem übertriebenen Sinne, welcher gelegentlich von den Dichtern selbst in der Theorie ihrem eigenen Tun beigelegt wird, wie wenn Goethe sagt (I 310, *Divan*):

weiss denn der, mit wem er geht und wandelt,
er, der immer nur im Wahnsinn handelt?

sondern in dem richtigen Sinne, dem Goethe an einer andern Stelle Ausdruck gibt (*Leben II*, IV 17): „betrachtet man diesen Trieb recht genau, so möchte man in ihm diejenige Anmassung erkennen, womit der Dichter selbst das Unwahrscheinlichste gebieterisch ausspricht und von einem jeden fordert, er solle dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgendeine Weise als wahr erscheinen konnte.“

Ein grosser Teil der alttestamentlichen Beispiele, von denen hier gehandelt wird, fällt nun dazu nicht sowol unter die Kategorie berichteter Tatsachen, als erhoffter und gewünschter Ereignisse und selbst, wo von Tatsachen berichtet zu werden scheint (*Ezech. 31, 16*), spielen sie sich im Scheol ab — erhalten also dennoch den Character einer Vision.¹⁾

Da nun die Literatur nach Goethes Ausdruck das Fragment der Fragmente ist, so muss hier, wie sonst in andern Literaturen, gefragt werden, ob nicht eine Wiederholung mythischer Reste vorliegt. Dies dürfte für die hebräische Poesie

1) Zu Jes. 14 vgl. Sayce, *Alte Denkmäler u. s. w.* p. 191.

meistens nicht zutreffen. Demgemäß fassen wir endlich unsere Meinung dahin zusammen, dass jene Ethisierung der Natur, in ihrer Art einzig, gerade nur hier entstanden, nicht etwass allgemein Menschliches ist. Diese Redeweise sollte dem in diesem Volke herrschenden Gefühl genug tun. Dass die Dichter an die Erfüllung ihrer prophetischen Wünsche geglaubt haben, ihren Visionen Wirklichkeit zugeschrieben haben, glaube ich nicht. Denkbar wird so etwas nur unter der allgemeinen Voraussetzung von der Fähigkeit und Neigung der Menschen, ihr Gefühl durch Poesie in der Weise zu befriedigen, dass sie das Gefühl vorübergehend durch das Spiel der poetischen Vorstellungen erregen lassen, zu deren Tatsächlichkeit sie kein logisches Vertrauen haben. Wenn also Steinthal (Ztschr. f. Völkerps. VI 321) sagt, das Causalitätsverhältnis der Wirklichkeit, welches die Wissenschaft zu erkennen strebt, wird von der Praxis vorausgesetzt, die Kunst will bloss den Schein, die Wissenschaft will die Wahrheit des Seins erfassen, die Poesie will den wahrhaften Schein darstellen und (S. 328) Kunst ist, Alles mit Liebe sehen und Jedes so erscheinen lassen, wie der es Liebende es sieht, wenn er Liebe Tausch des Gemütes nennt, so scheint die Anwendung auf den vorliegenden Fall ebenso leicht wie schlagend. Denn hier haben wir einen (bei der vorausgesetzten Gemütsverfassung) wahrhaften Schein. Die Natur wird mit Liebe (zu Jahve) gesehen, der Tausch des Gemütes findet statt, denn den Steinen und Bäumen, den Inseln und den Wogen des Meeres wird das menschliche Gemüt geliehen, nicht bis zur logischen Täuschung, scheint mir, sondern um durch den schönen Schein die Seele, wenn auch nur vorübergehend, angenehm zu erregen. Als Beweis scheint mir hier ferner anzuführen Jesai. 60, 18—20 (nach De Wette, vierte Aufl.): nicht hört man fürder Gewalttat in deinem Lande, Verwüstung und Verderben in deinen Grenzen; du nennest Heil deine Mauern und deine Thore Ruhm. Nicht dienet dir fürder die Sonne zum Lichte bei Tage, noch zum Scheine leuchtet

dir der Mond; sondern Jahve dienet dir zum ewigen Lichte und dein Gott zu deinem Schmucke. Nicht geht fürder deine Sonne unter und dein Mond verdunkelt sich nicht; denn Jahve dienet dir zum ewigen Lichte und vorüber sind die Tage deiner Trauer. Und dein Volk, sie alle sind Gerechte.

Wenn hier die Sonne nicht zum Licht bei Tage dienen soll, so müsste es finster sein, sie müsste gar nicht mehr scheinen. Allein sollte es einen Erklärer geben, welcher sich denkt, dass die Welt in jener gepriesenen Zeit finster sein wird? Sondern mit wunderbarer Kraft wird geschildert, dass der Besitz von Jahve mehr ist als Sonne und Mond, welche gegen ihn verschwinden.

Indessen, dem, was im A. T. einmal geschrieben und empfunden wurde, braucht darum nicht etwas Anderes, äusserlich ähnlich, auch innerlich ähnlich zu sein. Wenn Ps. 144, 4 die Berge hüpfen wie die Lämmer, die Hügel wie junge Schafe¹⁾, wenn Ps. 68,17 gefragt wird: was hüpfet ihr grossen Gebirge, so ist dies eine andere Sache, als wenn es bei Liliencron IV, 380 heisst, die berg Italie haben gesprungen wie die widder. Im letztern Fall ist es nur zu erklären durch die Macht der Überlieferung; es ist eine Formel aus der Form geworden, eine Nachahmung, über deren Geschicklichkeit man nach Belieben urteilen kann.

Unsere populäre Redensart „es möcht' ein' Stein erbarmen“ ist nur hypothetisch; man kann sich dabei denken: wenn er auch nur die geringste Fähigkeit hat, sich zu erbarmen. Oder der Stein könnte sich eher erbarmen, als irgendein Mitleidloser, dessen Herz noch erbarmungsloser ist als der Stein — schon ein Unsinn. Wer so spricht, hat nur im Augenblick die Befriedigung, jenen harten Menschen so beurteilt zu haben.

1) Wieland VI, 90 (Hempel): Die Hügel hüpfen fröhlich wie junge Rehe; ganze Wolken von Engeln flammen vom Äther herab.

Oder es ist ein Unglück geschehen; dann sagt jene Formel: es ist sehr gross; es will wenig sagen, dass ein Mensch dabei Erbarmen empfindet. Dass der Stein wirklich fühlt, glaubt Niemand¹⁾. Später kommen wir jedoch auf diese Dinge noch zurück, während wir jetzt die Macht der Überlieferung weiter an Beispielen erproben und zwar zunächst aus dem Berliner Gesangbuch.

Berl. Ges.-Buch 201, 1 ruft, dass es Erd und Himmel hört — erinnert an Jesai. 1, 2 und 5. Mos. 30, 19 ich nehme Himmel und Erde heut über euch zu Zeugen; ib. 4, 26 u. 31, 28; 32, 1 merket auf ihr Himmel, ich will reden und die Erde höre die Rede meines Mundes. Jerem. 6, 19 die Erde höre zu u. s. w.

Berl. Ges.-B.

889, 7 Frohlocke du Erde und jauchzet ihr Hügel

651, 1 Die Himmel und der Engel Schar lobsingen Dir, Herr, immerdar

668, 2 jauchzet laut ihr Himmel, unserm Gott zu Ehren lasset euer Loblied hören. Preise deinen Schöpfer, Sonne, deren Strahlen dieses grosse Rund bemalen. Mond und Stern ehrt den Herrn. Ihr, der Allmacht Werke, rühmet seine Stärke.

Gesangbuch nach 1587 (Wernig. Bibl. H b 2157)

p. 56 auch zeugen alle Berg und Thal,
dass du ein Herr seist überall.

So bringt, wie es scheint, lediglich die Macht der Überlieferung auch die Umkehrung des Natürlichen gelegentlich zu Stande. Natürlich nämlich ist es, wenn die Menschen Gott loben, Wieland aber (Werke Hempel VI, 88) müsste die Sache anders angesehen haben, da er ausruft: Soll dich der Himmel stets allein, o Ewiger, loben? Soll der zweimal geschaffene, begnadigte Mensch von deinen Taten schweigen? Nein!

1) Darum hat man nicht an eine Überlieferung aus der Edda zu denken, Simrock S. 302. Hrungnir hatte bekanntlich ein Herz von hartem Stein, scharfkantig und dreiseitig, wie man einem das Runenzeichen zu schneiden pflegt, das man Hrungnirherz nennt. Auch sein Haupt war von Stein u. s. w. Alt aber scheint mir die Redensart zu sein; woher das Amen der Steine (Beda) stammt, konnte ich nicht ermitteln.

Haben wir nun gesehen, wie im allgemeinen Vorstellungen des A. T. überliefert werden und so ziemlich zu logisch leeren Redensarten werden, welche eigentlich nur ein Substrat für religiöse Empfindungen sind, so bleibt uns noch im besondern die Nachahmung einzelner Stellen zu verschiedenen Zeiten übrig, die nicht ohne Interesse ist.

Ps. 19, 6 und freut sich (die Sonne), wie ein Held zu laufen den Weg
18, 6 u. 7 in sole posuit tabernaculum suum et ipse tanquam sponsus
procedens de thalamo suo¹⁾ exultavit ut gigas ad curren-
dam viam

1) Dass die Worte procedens de thalamo suo (Ps. 18, 6) nicht etwa eine blosse Redefigur sind, geht sowol aus dem hebräischen Text anderer Stellen des A. T. hervor (z. B. Jesai. 60, 20), als auch aus einem modernen Reisebericht, welcher uns darüber belehrt, dass es sehr wol nomadischem Anschauungs-Bedürfnis entsprochen hat, für die Sonne ein Zelt am Himmel zu denken. Denn bei W. W. Wereschagin, Skizzen und Erinnerungen, Leipzig 1885, S. 33 lesen wir: als mein greiser Freund, ein Bauer, erfuhr, dass ich grosse Reisen gemacht, wollte er wissen, wo die Sonne zur Ruhe gehe. „So gibt es also gar keinen Ort, wo die Sonne ausruht?“ fragte er mich dann mehrmals. Vgl Gr. Myth. 4 III, 204. Auch in der Edda begegnen wir dieser Anschauung, Simrock, 1. c. S. 19, die Sonne wusste (noch) nicht, wo sie Sitz hätte u. s. w. Herder ed. Suphan, 25, 97. Die Edda u. s. w. von Simrock, 7. Aufl. S. 83, 5 S. 254. Auch ins Kinderlied scheint jener Vergleich gedrungen zu sein; denn es heisst Kn. Wunderhorn, S. 818:

Steht auf, ihr lieben Kinderlein,
Der Morgenstern mit hellem Schein
Lässt sich sehn gleich wie ein Held
Und leuchtet in die ganze Welt.

Im Rig-Veda werden auch Fragen über den Verbleib himmlischer Erscheinungen aufgeworfen; z. B. No. 70, 2

wo stellen sich die Aćvinā am Abend, wo beim Aufgänge ein, wo ist ihre Einkehr, wo übernachten sie? Wer bringt euch zu Bett wie die Wittwe den Schwager, wie die Braut den Bräutigam am gemeinsamen Orte?

81, 10 Jene Gestirne, die in der Höhe angebracht sind, Nachts sind sie sichtbar, wohin doch sind sie des Tags gegangen?

gen
ren
für
ern
ten
Veg
nsus
ren-
etwa
drer
rnem
hem
imel
gen,
fuhr,
Ruhe
agte
Edda
usste
Die
rlied
ider.
chei-
, wo
Bette
am
d sie

Dan. I p. 12 procedens de thalamo suo
alaeris ut currat viam.

Berl. Ges.- Buch 71, 4 sein Arm bereitet der Sonne hoch am Himmel ihr Gezelt;
sie geht heraus mit Freud und Wonne, läuft ihren Weg
gleich wie ein Held (vgl. 72, 2. 74, 4).

Dies ist offbare Nachahmung; vielleicht gehört dazu
auch Schiller, Räuber III 2:

Schwarz: Wie herrlich die Sonne dort untergeht
Moor: So stirbt ein Held! — Anbetungswürdig.

Dagegen lässt sich nicht leugnen, dass anderweitig diese
Vorstellung auch selbständig auftrat, z. B.: Ossian I 302

es glich der Sonne der Held, die lang am Saume der Berge steht
Oss. I, 339 bald wird schaun aus Osten die Sonne, voll Stolz wie ein
Held ...

Aber wir sind nicht im Stande, geschichtlich Ossian mit
dem Berliner Gesangbuch zu verbinden¹⁾.

Ps. 90, 5 u. 6 non timebis a timore nocturno, a sagitta volante in die, a
negotio perambulante in tenebris, ab incursu et daemonio
meridiano²⁾ (Luther: von der Pestilenz, die im Finstern
schleicht)

469, 1 eine Wohnung dir, dich niederzulassen, ward dir geschaffen, o
Indra, da lass dich nieder wie ein Renner, der den Wetlauf ge-
macht, aufgebend die Anstrengung, ausspannend die Rosse, die
dich Abends und Morgens schnell in die Nähe führen.

1) Die von Twesten (Carl Tw. Die relig. polit. u. social. Ideen der
asiat. Culturvölker u. s. w. II, 473) angeführte Stelle „Die Sonne fährt
aus mit Majestät, wie ein Siegesheld vom Gipfel“ [Vendid. Kap. 21, 20]
kann nicht hierfür angeführt werden. Die neueren Übersetzer fassen die
Sache anders, wie Prof. Spiegel mich zu belehren die Güte hatte. Der-
selbe ausgezeichnete Gelehrte hat im Awesta den Vergleich der Sonne
mit einem Helden nicht gefunden. Vgl. Schwartz, P. N. A. I S. 9. 141.
214. 222.

2) Vgl. Karl Haberland, Ztschr. f. Völkerps. XIII, 310 f. Ossian III,
p. 218 (Ahlw.) Die Neugriechen glauben, dass Mittags der Teufel auf
Kreuzwegen tanzt, Bernh. Schmidt l. c. I. p. 177.

Wackern. III 556 dass dich bei nacht kein grauen
noch betrügnuss erschrecken mag
auch kein pfeyl der da fliegt bey tag
(vgl. 669, 771; 802, 948. Pressel, S. 38 = Mützell I, 258.)

Was mag sich der Nachdichter gedacht haben bei dem
„pfeyl der fliegt bey tag“?

Wackern. p. 935, kein falscher Schein dir schaden mag
1128 noch schneller pfeil im hellen tag
die allenthalben fliegen

p. 1205, 1407 unter seinen Flügeln hab ich Ruh
ob mir viel Tausent setzen zu;
kein Graw des Nachts, kein Pfeil am Tag
kein Mittagshauch mir schaden mag

p. 1206, 1408 kein Graw des Nachts mich schrecken mag
Teuffels Pfeil so fliegen am Tag
Die soln mir nicht schaden ein meitt
Gott mein Herr schützt mich alle Zeit

ibid. kein Pfeil am Tag, die der Teuffel lässt fliegen

Mützell II, 600, 5 Das wird er tun, dass dir nicht grau
bei gar nächtlicher Weile
und an dem Tag selbst keine Schau
für dem fliegenden Pfeile.

Was hat sich der Dichter gedacht bei „kein falscher Schein“, bei „schneller Pfeil im hellen Tag, die allenthalben fliegen“? Dass sie sich nichts Rechtes denken konnten, scheint daraus ersichtlich, dass der eine ruhig der Überlieferung folgt, der andere sie umbildet, ein dritter einen konkreten Ausdruck statt des abstracten wählt. So heisst es bei Mützell III 824

ach Gott die Pest, dein scharfer Pfeil
und was wir uns unter solchen Pfeilen zu denken haben, lehren
Stellen des A. T., wie Ps. 36, 3; 7, 14 und 5 Mos. 32, 23¹⁾ ich
will alles Unglück über sie häufen und will alle meine Pfeile
in sie schiessen, Hiob 6, 4, denn die Pfeile des Allmächtigen
stecken in mir, derselben Grimm säuft aus meinen Geist und

1) Vgl. 32, 42.

die Schrecknisse Gottes sind auf mich gerichtet, Ezech. 5, 16 und wenn ich böse Pfeile des Hungers unter sie schiessen werde, die da schädlich sein sollen, und ich sie ausschiessen werde, euch zu verderben und den Hunger über euch immer grösser werden lasse, den Vorrat des Brotes wegnehme. Aber diese anschauliche Handgreiflichkeit fehlt jenen schattenhaften Formeln der Nachdichter.

Uns setzt es freilich in Erstaunen, dass viele Worte und Wortverbindungen, durch die Überlieferung gewissermassen beati possidentes, fast oder ganz ohne Sinn gebraucht werden. Grade in der religiösen Literatur jedoch gibt es Beispiele dafür, welche sich nicht anzweifeln lassen. Kyrie eleison¹ (Kyrieleis und Kyrioleis), noch heute als Refrain in einigen Kirchenliedern gebräuchlich, hatte zeitweise die Kraft einer Zauberformel, wie Hoffmann v. F., Gesch. d. deutschen Kirchenlieds p. 87 nachweist. Noch andere Verwendung fand es als zauberkräftiger Schlachtruf, Wackernagel, Gesch. d. d. Lit. I² p. 98. 80. 15. Neuerdings beobachtete der bekannte Maler und Reisende Wereschagin Folgendes (Skizzen und Erinnerungen, Leipzig 1885, S. 27): . . . „diese Psalmen sind die einzige gebräuchlichen Gebete der Duchoborzen; wie wenig sie jedoch dem Propheten David zugeschrieben werden können, beweisen die Muster, welche ich gesammelt habe. Mag sein, dass ihre Gebete zur Zeit der Entstehung der Sekte mehr Sinn hatten, doch da sie sich vom Vater auf den Sohn fortpflanzten und auch heute noch nur mündlich überliefert werden, so ist es, zumal diese Leute weder lesen noch schreiben können, nicht verwunderlich, dass viele Worte und Phrasen entstellt und in lächerlichster Weise ihres Sinnes beraubt sind“. Von dem,

1) Vgl. Zwölff christl. Lobgesenge. Durch M. Joh. Spangenberg, Wittenberg 1545. S. 9. Über Sprüche, Zauberformeln u. s. w. Dr. Ed Jacobs, Der Brocken und sein Gebiet. 1871, p. 344. Gr. Myth. ² 1173 f. = Myth. ⁴ 1026. ib. III, ⁴ 373. Simrock I. c. S. 211. 499. 503.

was aus dem Rigveda hierher gehört, wird später die Rede sein.

Christl. Gesenge, Lat. u. Deutsch u. s. w. durch Georg Dietrich, Nürnberg 1573, Nr. 26:

Das dich bei nacht kein grauen noch betrübniss erschrecken mag
auch kein pfeil, der da fleugt by tag
kein pestilenz dir schaden kann, die im finstern umschleicht
kein seuch noch krankheit röhrt dich an, die im mittag umstreicht
(auf lewen und ottern wirstu gehn und treten auff die trachen
auf jungen lewen wirstu stehn . . . (Mützell II, 600, S. Dach S. 216. 587.)

Hymnorum hexas . . . a M. Josepho Claudero, Altenburg 1625:

p. 557 kein Pestilenz dir schaden kann
die in der finstern schleicht,
kein Seuch noch Krankheit röhrt dich an,
die im Mittag umbstreicht . . .

Psaumes de David en vers, Berlin 1762 p. 352:

tu ne craindras jamais la nuit
les soudaines allarmes
ni le jour si l'on te poursuit
le dur effort des armes
ni la peste nous surprenant
lorsqu' endormis nous sommes
ni la fureur exterminant
en plein midi les hommes.

Neben dieser späten französischen Übersetzung sei eine aus der Mitte des 16. Jahrhunderts vertreten. Les oeuvres de Clement Marot, de Cahors . . . Paris 1551; darin cinquante deux pseaumes de Dauid, traduicts en rithme françoyse selon la vérité Hebraique

Ps. 19 les cieulx en chacun lieu
la puissance de Dieu
racomptent aux humains;
ce grand entour espars nonce de toutes pars
l'ouvrage de ses mains . . .

Dieu en eux ha posé palais bien composé
du Soleil clair et munde: dont il sort ainsi beau
comme un espoux nouveau de son paré pourpris
semble un grand prince à veoir.

- Ps. 91 car du subtil las des chasseurs
et de toute l'outrance
de pestiferes oppresseurs
té donnra deliurance.
De ses plumes te courirra
seur seras soubz son aisle
sa deffence te seruira
de targe et de rondelle.
Si que de nuict ne craindras point chose qui espouuante,
ne dard, ni sagette qui point, de jour en l'air volant.
Nlaucune peste cheminant, lorsqu 'en tenebres sommes,
ne mal soubdain exterminant en plein midy les hommes.

Hieran schliesst sich aus derselben Zeit die lateinische
Übersetzung eines Deutschen, das psalterium Davidis ... per
Eob. Hessim (ca 1550)

- p. 215 ut neque nocturnos possis metuisse pavores
quaequa volant claro noxia tela die.
non etiam obseuro grassantem nomine pestem
non mala quae media luce venire solent.
millia multa tuae sternentur fulmine dextrae
et tua letho animas mille sinistra dabit.

Ps. 120, 6 per diem sol non uret te neque luna per noctem
wird gleichfalls verschieden bearbeitet. So Uhland, Volksl.
S. 895, 9

dass dich des tags die sonne mit ihrer hitze nicht rüre,
auch nit des nachts der monde mit seinem schein verschüre

Mützell III, 952 der Sonne Hitz, des Mondes Schein
sollen dir nicht beschwerlich sein

Burkh. Waldis († nach 1556, Pressel p. 76 — Mützell I, 280)
ob dich des Tags die Sonne sticht,
der kalte Mond des Nachts anficht —

Ps. 136, 2 in salicibus in medio eius suspendimus organa nostra

Wackern. III, 135 = Press. p. 82 = Mützell I, 71; vgl. Geistl. Lieder..
D. M. Lutter, Leipzig. 1555. Fol. CXXXVII:

wir hingen auf mit schwerem Mut
die Orglen und die Harpffen gut
an ihre Bäum der Weiden (oder B. und Weiden).

Hier scheint der Nachdichter über organa gestolpert zu sein; bei „Orglen“ konnte er sich schwerlich etwas denken.

Den Beispielen von Naturteilnahme in der profanen Poesie nachzugehn hat nicht viel Reiz, denn sie sind sehr bekannt und von Grimm, Uhland und Andern behandelt. Daher möge Folgendes genügen. Zuerst aus einem dänischen Liede (Herder, Volksl. p. 210)

Der brausende Strom, er floss nicht mehr und hörcht den süßen Tönen.
Ihr Blümchen im Tal, trauert, trauert allzumal,
Du Nachtigall im Baum klage meines Lebens Traum (ib. p. 337).
Hain und Bäume stehn wie Träume am verstummtten Wasserfall (ib. 338).

[Vgl. 356 sylvae stupent et arbores ct. S. 413, 4, 3. Wellen, Felsen und Winde ächzen in die Klage der Liebenden S. 432, 3; vgl. 430, 17, 2. 582. Ihr Auen, Bäch und Büsche, du stille Felderruh und auch ihr stummen Fische hört meiner Klage zu S. 583.]

Walter v. d. V. so die bluomen úz dem grase dringent same sie lachen
gegen der spilnden sunnen. fröt iuch, grüniu heide,
fr. i. vogel, fr. i. grüner walt (Bartsch. p. 213) ich klage
dir meie, ich kl. dir sumerwunne, ich kl. dir liehtu
heide breit, ich kl. dir ouge brehender klē . . . grüner
walt . . . sunne u. s. w. (ib. 253) [vgl. Simrock l. c. p.
148.]

Endlich zwei Beispiele aus Albrecht v. Halberstadt (vor
K. Bartsch, Quedlinburg und Leipzig 1861)

ir kleinen waltvogelin helfet klagen den vriedel mīn (p. CXLVI, 37 d)

XXIII, 73 die trüregen waltvogelin
ir süzen sanc dō liezen sīn.
in begunden weine
tier unde steine (p. 199)

der walt weinde sînen tôt,
der ê sîn ôren dicke bôt
Orphêuses harphen dar.
daz wazzer mîrte sîne zar u. s. w.

Goed. Tittm. p. 93 enthält ein Gespräch zwischen Buchsbaum und Weide
und p. 119 freut sich der sommer, der meie.

Platen III, 32 Die Lüfte spielen und es lacht der Äther
Dem falschen Meer vertrau ich mich hinfort.

Recht ergiebig ist Spee:

Wie Schläglein krumb gehn lächelnd umb
Die Bächlein kühl in Wäldern (p. 26)

Laub, Gras und Bäum und Wälder gebt Ohren meiner Frag (p. 46)

O schöne Stern, nit lauffet ferr, hört an, was euch wil klagen.

Du schöner Mon auch bleibe stehn, hör an mein Leid und Zagen (63)

O Sternen still, o stiller Mon, des Elends lasst euch dauren
Mein Leid euch lasst zu Hertzen gehn, mit mir thut kläglich trawren
Ach haltet ein den halben Schein, euch halber thut zerspalten (65)

Auch lobe Gott du gelbe Schar ihr Sternen wol gezündet
Du Sonn und Mon ihr Kuglen klar, ihr Cirkel wol gegründet (106)
(Psalm 48)

Auch lobet Gott von erden auff ihr Drachen aus den Klüfften (107)
Ihr Walfisch tief auss saltzem Sauff, Wind, Sauss und Brauss in Lüfften,
Auch Hagel weiss und Flocken greiss von Schnee und Eyss entzogen
Auch Dampff und Fewer Blitz ungehewer

Zusampt dem Regenbogen.

Auch lobet ihr ihn stolze Berg, ihr hoch und starcke Risen,
Auch kleine Bühlein, kleine Zwerg, auch flaches Feld und Wiesen,
Auch grüne Stauden, Bäum und Zweig . . .

Die Sonn mit edlem Stralen-Krantz den Schöpfer täglich weiset¹⁾
Der Mon mit rundem Sternentanz den Schöpfer nächtlich preiset (114)

Gott loben Wind und Regen, ihn loben Blitz und Wetterschein
Zusampt den Donnerschlägen, Reyff, Wetter, Wind und Sommer-Eyss
In Kisel klein zerkerbet . . . (115); 118:

werden die Geschöpff Gottes ausführlicher ihn zu loben ange-

1) Gr. Myth. III, 218.

Bruchmann, Psychol. Stud. z. Sprachgeschichte.

mahnt, die Engel, die Himmel, mit sambt den Flüssen allegar,
welch über euch noch wallen“:

ach lobe Gott, du reine Lufft, du Web gar zart gesponnen,
zu Nachts bist nur ein schwarzer Tufft, biss zu der Morgensonnen --
da zeigest dich in klarem Schein, viel weisser als die Schwanen

Wolken, Schnee, Hagel, das Meer und alle Fische, die Erde und alle
ihre Gewächse sollen Gott loben (118)

Gryphius und opfre Dank- und Freudenlieder
p. 52 ihm, den Luft, Erd und Himmel preist

Weckher- Der Wind enthielt sich auch von allem Sturm und Rasen
lin p. 102 Erfreund sich allein die Segel aufzublasen.

Ein Mosaikbild geben folgende Stellen aus dem Wunderhorn.

Spee (Wunderh. S. 116) lässt die Sonne und den Mond
für Daphnis empfinden, wonach ihm die Sonne noch nicht der
seelenlose Feuerball gewesen wäre.

Schöne Sonn, magst nunmehr trauern
Daphnis dir nicht spielt mehr . . .
Schöner Mond, magst nunmehr klagen
Daphnis rastet in Verhaft.

Zwölf Stern um ihr (Maria) glorwürdig Haupt
Als Krone ringsum schweben und jauchzen: uns ist es erlaubt
Allein sie zu umgeben (119)

Es trauert mit mir die Sonne, der Mond dazu die hellen Sterne (259)

Sonn und Mond, dazu das Firmament
Schau, wie mein junges Herz vor Liebe brennt (442)

Sobald du hebst die klaren Äugelein,
Freut sich Gestirn und auch der Sonnenschein,
Also gar sehr du Liebeszier sind sie geneiget dir.
Sobald du auch die Erde blickest an, ist sie erhitzt
Schickt Blümlein heran . . . und schliesst du o Herz die Äugelein,
Da gibt der Stern der Venus grossen Schein,
Wie ihrem Kind, wenn sie offen sind, die Fackel heftig brinnt,
Und hüllst du ein die hellen Äugelein,
Der Himmel traurig zieht die Sterne ein,
Die Erd ist kalt, Frau Venus alt, ohn Feuer Amor bald. (623)

Ach ihr Berg und tiefe, tiefe Tal, sah ich meinen Schatz zum letzten Mal?
Die Sonne, der Mond, das ganze Firmament
Die solln mit mir traurig sein bis an mein End (59).

(Hochzeitslied auf Kaiser Leopoldus und Claudia Felix)

fühlen die Steine Liebeskraft, Luft und Erde schreien Glück zu,
Gras und Kraut sind verliebt; der Himmel neigt sich vor der erkorenen
Jungfrau. Höret ihr Hirschen, Gemsen, Reh, hört ihr Vögel auf den Bäumen
es wimmelt der Flut wallendes Heer den hohen Gott zu preisen,
erfüllt das schweifende Meer Muscheln zu fernen Reisen! (S. 277)

Einfacher geht es bei gewöhnlichen Sterblichen zu; da
singt einer S. 318, dass die lieb Heide lacht, wenn er Wein
getrunken hat.

Ein missvergnügter Liebhaber ruft (S. 428): o ihr hohen
Berge fallet auf mich zu!

S. 443 Berg und Hügel, auch dieses Tal schreien über mich auch hun-
derttausendmal,

Froh wollt ich sein, wenns dir und mir wolgeht, obschon mein
Herz in Trauren steht.

Für das 18. Jahrhundert charakteristisch — man erinnere
sich an die vielen philosophisch-poetischen Versuche, Gottes
Weisheit, Allmacht, Güte selbst aus den scheinbar wider-
strebendsten Dingen oder Einrichtungen zu beweisen — ist
dies (S. 136, aus dem Jahre 1713):

Die Eul auch, die nicht singen kann
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Dass sie auch Gott tu preisen.

Zinzendorf (der „nur der Wahrheit frohnt“, wie er unter
sein Porträt schrieb) singt l. c. S. 3.

Hügel wimmert, Täler heulet
und S. 5:

Brecht ihr Hügel, kracht ihr Mauern, schmettert Lucifers Pallast!
Auf Cozythus (!) speie Flammen, wenn du Flammen übrig hast.
Ihr Elementen (sic), Sonne, Mond, ihr Nachtgestirne,
Himmel und du Erdenplan . . . winselt, ächzet, heulet, schreiet,
Fangt die Zeterklage an!

Endlich S. 182:

Ein Tröpflein das sagt weder Ja noch Nein im tiefen Meer
Es wär' denn, dass Hallelujah auch Wassermusik wär.
Warum nicht, wenn sogar der Rab' Gott um sein Futter bitt't?
Und hat der Strom die Singegab, singt jedes Tröpflein mit.
Harmoniöse Melodie!

Zinzendorf ist jedoch keineswegs der einzige Vertreter
dieser Poesie im XIX. Jahrhundert; vielmehr stehen uns aus
der Sammlung von Kraus weitere Beispiele zu Gebote.

Vögel, lasst das Lied verstummen, Blüten, weigert euren Duft, euer
Schöpfer liegt erblasst (S. 6 der zweiten Auflage);

hoch in unermessne Fernen fliegt hinaus mein ewiger Geist,
horcht entzückt den Morgensternen, deren Lied den Ewgen preist (S. 6);
komm, Himmel, komm und schau, sein Thau ist wie der Thau grüner
Felder (S. 8);

als die Sonne das vernommen, hat sie eine Trauerhülle
um ihr klares Aug genommen, ihre Thränen fallen stille (S. 96);

und der Felsen harte Herzen brechen all mit lautem Knalle (S. 97);

seit dass erhellte die Sonne die Welt, sah nie sie solch Entsetzen (S. 148);
der Himmel sieht's mit heiligem Schauer (S. 156);

und Erd und Himmel preisen in tausendfachen Weisen
Gott Vater deinen Weltenbau (S. 195);

jauchzt eurem Schöpfer wonniglich, ihr fernen Inselheere (S. 473, Ps. 97);
was alles heut geschehen, die Sonne hat's gesehen (S. 522);

Sonne, Mond und Stern' erbleichen, wenn des Menschenohnes Zeichen
jäh am Himmel wird erscheinen (S. 540).

Aber auch bei dem profanen Dichter des 19. Jahrhunderts
finden wir fast diesen gesamten Stimmungskreis wieder. Lenau
und G. Keller mögen dies veranschaulichen. Der Himmel um-
hüllt sich tief, dass er sein Leid verhehle (Lenau p. 42 Hempel),
seine Wimper blinzet manches Mal (p. 57), der Sturm hat sein
brausendes Gefieder (p. 76). Der Berg sehnt sich nach der
Wolke (p. 40), will sie mit seinen Felsenarmen umfangen und

wird sie schliesslich in seinen heissen Busen hinabtrinken. Der Sturm, ein trunkener Sänger Gottes (p. 59), braust dahin mit fliegender Locke, mit rauschendem Nachtgewand; ihn hören die Wogen des Meeres berauscht und springen vom schaukelnden Schosse des Schlummers zu Gott empor, taumeln entzückt sich in die Arme und singen „allmächtiger Gott“ in tausendstimmigem Chor. Die Welle der Durance (p. 186) jauchzt trunken von den Strahlengüssen. Die Abendwolken tanzen ihre Tänze, leichtgeschürzt in Strahlengold (p. 14), das Morgenlüftchen streut duftige Rosen mit leisem Finger in das Lockenhaar (p. 23), der Frühling klimmt verwegen zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach (p. 35). Die einsame Blume zittert froh, dass der Himmel ihrer gedenkt, indem er den Thau herabschickt (p. 39).

Der Pfad, der nichts der Liebe mehr zu künden,
schloss trauernd seine grünen Lippen zu (p. 58) —
und ringsumher Vergessen und Verschwinden.

Man sieht dieselbe unbezähmbare Neigung, welche von dem Jahrhundert unabhängig ist, der jedes Jahrhundert recht ist, um sich zu regen. Tätigkeiten von Tieren sind schwerer zu idealisieren; doch scheint es Lenau zwei Mal sehr glücklich zu tun. Es heisst (p. 34): an ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft (Liebesfeier); warum ist sie selig? Weil wir

wenn über uns im blauen Raum verloren
ihr schmetternd Lied die Lerche singt

oft eine sehr angenehme Empfindung haben, selig sind. Da wir das Tiriliren der Lerche wol einen unregelmässigen Gesang nennen, da sie selbst unregelmässig fliegt, so lässt sie der Dichter klettern; die Lieder sind bunt d. h. abwechselnd, mannichfaltig, nicht langgezogen gleichmässig, wie der Gesang der Nachtigall. Dass sie nun an den Liedern hinauf klettert ist freilich ein Kunststück, das noch über Münchhausens Zopf

geht, aber wir lassen es uns doch wol ohne „Heiterkeit“ gefallen, da wir uns denken, dass ihr Singen und Steigen sich bedingen, dass sie singt, weil sie steigt, aber auch steigt, weil sie singt, d. h. weil ihr in Gesang sich erhauchendes Seelchen durch das Singen mit immer neuer Freude und Kraft erfüllt wird. Nur anschaulich idealisiert ist (p. 190) der Geier, stürzend sich in seinen Blick (kommt plötzlich auf das Lamm herabgestossen), als ginge vom Auge des Geiers ein funkelder Strahl hinab bis zur Erde, in welchen seinen Strahl sich der Geier nun stürzt, während er herabstösst.

Gottfried Keller, der berühmte Novellist, lässt die Haide die Peitsche des Windes fühlen (Ges. Ged. p. 19) Während die Blumen einmal (p. 16) von Kränzen träumen, schwingen sie sich ein andres Mal noch zu einer höheren Leistung auf (p. 22):

tausendfach wollen die Blumen entriegeln
aus ihrer Brust den gefangenen Gott —

Die Sonne ruft (p. 23): Fort den blassen Schein! Wieder will ich Wonne, Glut und Leben sein. Bringt, ich bin die Sonnen (sic), an das Kerkertor, was ihr habt gesponnen winterlang, hervor! Stein und Eiche (p. 159) führen ein langes Gespräch. Der Himmel ist trunken (p. 344) von der höllischen Pracht, was wir ihm nicht als Ketzerei anrechnen wollen. Endlich wird uns (p. 382) von einem Gespräch mit den Wellen berichtet. Einige Personifikationen und sonstige Bestimmungen machen unsrer Anschauung Schwierigkeit. Der Schiffer sputet sich ängstlich zu Lande (p. 29), wo gaffend der Feierabend steht am grell erleuchteten Strande. Als die Tochter Pharaos baden ging, hing an ihr das verwunderungsgrosse Auge des Nils (p. 154). Ein andres Mal rauscht aus der Tiefe die Sage verwunderungsvoll ans Licht empor, sie, die im Glanz verschwundener Tage einst auf dem Rhein zum Festgelage sah fahren schneller Männer Chor. In den Wipfeln der Föhren rauscht

der Traum vom ferneblauen Leben (p. 359). Die bekannte Frau Ehre kommt (p. 384) als Gast.

Den „klingenden“ Morgen nennt der Dichter einen krystallnen Wagen (p. 22); das Tor des Jahrhunderts springt mit ehernen Pforten auf (p. 223). Die beliebte Harmonie der Sphären tönt auch bei K.

^{p.} 334: Dort im donnernden Weltgesang wirst du ein leises Lied erkennen,
das dir, wie fernster Glockenklang, diesen Sommertag wird nennen.

Der Tod erscheint als Jäger, welcher in goldbetresstem Kleide auf dem hintersten Wagen steht (p. 313), ein andres Mal (p. 377) mit der wolbekannten Sense . . . ein Ende nimmt der Firlefanz;

³³⁴ denn die Universität des Schweigens
ist das Grab und Christ wie Heide,
Pfaff und Hanswurst, alle Schreier
lernen schweigen in der Erde,

wo sich die Menschen so verwandeln, dass, wie Keller allerliebst sich ausdrückt (p. 491), das bescheidne Mondesviertel still durch Menschenrippen zwinkert.

Der Mensch zieht also auch die unbelebte Natur herbei, dass sie (in seiner Phantasie) Anteil habe an dem, was ihn bewegt. Jenes Herbeziehen ist den Hebräern ja nicht allein eigen: dennoch gehen die meisten der obigen Beispiele auf die Quelle des A. T. zurück. Nur der Glaube, dass die Sonne moralischen Anteil nimmt ist unser deutsches Erbteil. Aber das andere ist entlehnt, da es — meines Wissens — nur eine Poesie gibt, welche der Natur eine ähnliche Stellung anweist, die unter Ossians Namen gehende Samlung. Da heisst es (Ahlwardt):

Die Hügel ergreifet ein Graun (I, 41)

Kommt Hügel Conas, mit euren Strömen

Kommt und horcht auf Oisians Stimme (III, 286).

Die stillen Thale der Nacht erfreuen sich (III, 349).

Es trauern die Thal im Gebirg
Voll wechselnder Furcht vor dem Regen (II, 12)

Inseln schütteln die hundert Häupter (II, 205)

Die Flut hemmt zagend den Lauf (III, 109)
(weil ein Geist winselt)

Langsam rollen die Wellen um dich
Zu schauen den Held, des Wange strahlt;
Sie heben mit Furcht ihr Haupt.
Sie sahen dich (die Sonne) in Schlummer schön
Und fliehen erbleicht hinweg (III, 91)

Stern der sinkenden Nacht
Voll Freude umkreisen dich die Wellen
Sie baden dein liebliches Haar (III, 310)

Der blaue Stern ist froh im Thal (II, 96. 380)

Wenn die Sterne wir hinter ihr (der Wolke) sehn
Mit ihren weinenden Augen (III, 485)

Wann hold in stiller Wonn' er (der Stern) blickt (II, 39)

Vor dir (Mond) freuen sich die Wolken
Von Glanz bestrahlt die blauen Säume (III, 375)

Und im Strome des Winds sich freut die Eiche (III, 489).

Sieht man in den eben angeführten Stellen die Natur empfindungsvoll belebt, so könnte man denken, dass dergleichen von selbst entstehen kann, also nicht, wie oben, aus dem A. T. entlehnt zu sein braucht. Nicht alle Belebung der Natur ist entlehnt: die christlich-religiösen Beispiele sind aber einmal denen des A. T. sehr ähnlich und zweitens sind sie überhaupt anderer Art als die bei Ossian. Denn bei letzterem bewundert, fürchtet u. s. w. die Natur sich selbst in einzelnen ihrer Teile oder Erscheinungen: dort aber ist alles nur zur Ehre Gottes. Die stets wiederkehrende Frage, ob aus mythischer Tradition bei Ossian gesprochen wird, scheint zu verneinen; denn Hügel, Täler, Inseln, Wellen, die Eiche, die Wolken, die Sterne werden nur mit dem allgemeinen Attribute der Empfindung ausgestattet und zeigen weder persönlich individuelle Züge, noch irgendwie bemerkenswerte oder wunder-

liche Schicksale. Sie empfinden zwar etwas, erleben aber eigentlich nichts, geschweige denn, dass sie aus dem allgemeinen Nebeldunste der Empfindung als ziervoll strebende Individuen klar hervortreten oder uns durch kraftvolles Handeln den Schein einer eignen Persönlichkeit erregen könnten.

Wenn es wahr ist, dass sogar die erste germanische Entlehnung aus der alten Welt wesentlichen Einfluss auf die Entstehung der specifisch-germanischen Lautform geübt hat, dass wir berechtigt sind, die Entstehung der specifisch hochdeutschen Lautform durch Vermittelung des Versbaues auf Berührung mit der Antike zurückzuführen¹⁾, wieviel selbstverständlicher ist alsdann noch die Gedankeneinwirkung der reifen oder überlebten Kultur der Antike auf die erst aufblühende germanische?

Die griechische Literatur ging zu den Römern, die gräcierte lateinische und die rein griechische kam zu den Deutschen. Es brauchen nicht viel Worte gemacht zu werden, Amor und Venus bleiben ewig römisch, ewig heidnisch: wie sie sich als Eigennamen nicht übersetzen lassen (wenn wir auch eine Etymologie haben), so bleiben sie als Personen gänzlich unübersetbar. Im christlichen Zeitalter haben sie ja dennoch in Folge ihres ästhetischen Reizes fortbestanden; genau genommen jedoch sind sie höchstens in der profanen Poesie erlaubt, in der religiösen nehmen sie sich als Curiositäten des Gedächtnisses aus. Der Himmel wird mehrmals Olymp genannt; Zeus und andere Götter waren auf dem Olymp; die Stelle, von der aus Gott regiert, kann man also seinen Olymp nennen. Ja, diesen Vergleich kann man anstellen; nur würde sich gar Mancher die Redensart verbitten, dass Gott auf dem Olymp

1) Wackernagel, Gesch. d. d. Lit. 2. Aufl. I. S 4 Anm. 5a und Scherer, Zur Gesch. d. d. Sprache, 1868. S. 167, 165.

ist, dass der fromme Mensch einstmals die Pforte des Olymps sich wird öffnen sehen, um dort das selige Leben zu geniessen. Mythologie haben wir bei den christlichen Dichtern gar nicht mehr vor uns. Ist es aber Poesie? Was der Mythos sagt, wird für reale Wahrheit gehalten. Er ist ja natürlich nicht ein Erlebnis, sondern nur die Ausdeutung eines Ereignisses. Dass am Himmel ein Gott den Donnerkeil schleudert, hat keiner von denen gesehen, welche es glaubten. Aber sie glaubten es eben: sie hatten einen Mythos.

Von den christlichen Dichtern glaubt keiner, dass Zeus auf dem Olymp gesessen hat, wenn es gleich diesen Berg gibt. Dennoch sagen sie allerlei christlich-metaphysische Ereignisse vom Olymp aus; Olymp bedeutet also nur „Stelle, von wo aus Gott regiert“, die früher einmal fälschlich als Sitz falscher Götter gegolten hat.

Es wäre sehr erwünscht, wenn hier das Wörtchen „wie“ oder „gleichsam“ vor den Olymp vorgesetzt wäre (vgl. Steinalth, Ztschr. f. Völkerps. II. S. 176), dann hätte man noch eher den Eindruck von Poesie, während mir jetzt der Olymp als frostig oder unpassend erscheint¹⁾. Man wird jedoch lieber, statt dem Urteilsspruch blindlings zu glauben, die Zeugen selbst hören wollen. Ihren Reigen eröffnen die religiösen. Es folgen einige Stellen aus Volksliedern; den Schluss bildet ein Dichter, religiös und profan erprobt und eben deswegen hier erscheinend, da sein Heidentum unverdächtig ist ein ästhetischer Schleier, durch welchen die unverkümmerten Runzeln guter Gesinnung hindurch scheinen — übrigens ein wirklicher Poet.

1) R. Werner, Seebilder, 1876 S. 107: Der grosse Kurfürst lächelte freundlich vom Elysium herab, dass die Nachkommen ihre Aufgabe erkannt haben und der brandenburgische Adler nach langer Ruhe abermals auf dem Wasser horstet.